



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2019

---

## **Keine Gedanken, kein Irrsinn**

Theisohn, Philipp

Abstract: Mondlandung mit Hilfe Chinas: Daniel Defoes "The Consolidator" erzählt vom Weltraum und zielt geradewegs auf die Heimat des britischen Autors

Other titles: Rezension zu: Daniel Defoe: "Der Consolidator oder Erinnerungen an allerlei Vorgänge aus der Welt des Mondes". Übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort von Rolf Schönlau. Die Andere Bibliothek, Berlin 2018

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich  
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-169805>  
Newspaper Article  
Published Version

Originally published at:

Theisohn, Philipp. Keine Gedanken, kein Irrsinn. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8, 10 January 2019, 10.

# Keine Gedanken, kein Irrsinn

Mondlandung mit Hilfe Chinas: Daniel Defoes „The Consolidator“ erzählt vom Weltraum und zielt geradewegs auf die Heimat des britischen Autors.

Unter jenen Schriftstellern, deren Werk durch ein politisches Engagement begleitet wird, nimmt Daniel Defoe zweifelsfrei einen der ersten Ränge ein. Es gibt fast keine Rolle im Schauspiel der britischen Staatsschürzen, die der „Robinson Crusoe“-Autor nicht gespielt hat. Rebellen gegen den letzten katholischen König James II., Günstling und Apologet des Thronfolgers William III., nach dessen Tod unter Queen Anne wiederum verfeindet, in den Kerker gesteckt und an den Pranger gestellt, sodann Spion in Edinburgh bei der Vorbereitung der englisch-schottischen Union und schließlich journalistischer *agent provocateur* sowohl für die Whigs als auch für die Tories. Begleitet wird dieses Leben ungebrochen durch eine Faszination am Staatsleben, in das sich der Presbyterianer Defoe – in der Regel anonym – publizistisch einmischt: Begonnen bei seinem „Essay upon projects“ (1697), gilt sein Interesse unter anderem dem Versicherungswesen, der Frauenbildung, dem Aktienmarkt, der Armutsbekämpfung, der britischen Außen- und Innenpolitik, insbesondere der Schlichtung der konfessionellen Konflikte – und natürlich dem Handel. Noch sein „Robinson Crusoe“ (1719) atmet den Geist der politischen Ökonomie und avancierte dementsprechend – wie das Marx sehr richtig erkannt hat – zu einem der Gründungstexte des modernen Kapitalismus.

Wenn dieser Tage in der Anderen Bibliothek eine bislang übergangene Schrift Defoes mit dem Titel „Der Consolidator“ erscheint, so wird uns die Welt, der sich dieses gewaltige Œuvre verdankt, einmal mehr detailliert vor Augen gestellt. Genau genommen muss der Roman – erstmals 1705 erschienen – als ein Versuch verstanden werden, die Entstehung des modernen Britanniens in einem Akt der Selbstbespiegelung noch einmal in den Blick zu bekommen. Hierzu greift Defoe auf die Textsorte der Mondlandungsfantasie zurück, die ein knappes Jahrhundert vor ihm Kepler mit seinem „Somnium“ begründet und die in der englischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts ihre Vertreter in den anglikanischen Bischöfen John Wilkins und Francis Godwin gefunden hatte.

Indessen handelt es sich bei Defoes „Erinnerungen an allerlei Vorgänge aus der Welt des Mondes“ – so der Untertitel – weder um ein Projekt der spekulativen Astronomie noch um eine kosmische Großzerzählung, wie sie Cyrano de Bergeracs „L'Autre Monde“ angrissen hatte. Defoes Satire kennt die Genetradition zwar bestens und spielt auch mit ihr. Mit ihren Vorgängertexten verbindet sie gleichwohl vor allem eines: der Reiz des außerirdischen Mediums, dessen Bedeutung für das Projekt der europäischen Aufklärung vielleicht nirgends so präzise erfasst wurde.

Verstehen lässt sich dieses Buch daher wohl am ehesten, wenn man fragt, was so ein „Consolidator“ eigentlich sein soll. Zum Ersten bezeichnet der Ausdruck einen Flugapparat, mit dessen Hilfe sich die Reise von der Erde zum Mond und zurück bewältigen lässt. Erbaut hat die Maschine der auf dem Mond geborene, aber in China sesshaft gewordene Gelehrte Mira

Cho Cho – der dem chinesischen Volk da mit zugleich einen Schlüssel zur wissenschaftlichen, kulturellen wie politischen Vervollkommenheit in die Hand gegeben hat. Wie jedes Medium beinhaltet auch der „Consolidator“ nämlich wieder nur

andere Medien, von denen der Erzähler zu berichten weiß. Auf dem Mond angekommen, macht er Bekanntschaft mit dem größten lunarischen Philosophen, der ihn sogleich mit den technologischen Standards von dessen Welt vertraut

macht. Hierzu gehören unter anderem „Gläser“, durch die man noch das Fernste, ja, sogar das Unsichtbare in den Blick bekommt, ferner der sogenannte „Cogitator“ beziehungsweise „Denkstuhl“, der alle störenden Gedankengänge abschalt

et und hierdurch „alle Arten von Irrsinn“ verhindert, und eine weitere Maschine, der „Elevator“, der die Sinne so zu verfeinern und die Vorstellungskraft derart aufzureizen vermag, dass sie die „Vorahnung von nahendem Bösen oder Guten“ zum Vorschein bringen.

Produziert wird mittels dieser fantastischen Gerätschaften aber Regierungswissen: Der Elevator erkennt frühzeitig die Bedrohungen der politischen Ordnung im Äußeren und Inneren, der Cogitator „hält Abgeordnete davon ab, lange Reden zu halten, und verhindert Rebellionen, Aufstände, Zusammenstöße zwischen Ober- und Unterhaus“. Die Gläser ermöglichen es den Lunarern hingegen, Abstrakta wie die Staatspolitik, das öffentliche Vertrauen oder auch den Kriegszustand zwischen den Nationen zu kartographieren und hierdurch ihrer Herr zu werden.

Nicht Utopie, sondern politische Perfektibilität kommt durch den „Consolidator“ somit in die Welt – und damit ist man bereits bei seiner zweiten Bedeutung angelangt. Die Stabilität des Fluggeräts wird nämlich allein gewährleistet durch die sorgfältige Auswahl von 512 Federn und einer Steuerfeder – das entspricht exakt der Anzahl der Sitze des irischen House of Commons. In die Lüfte erhoben werden soll somit der englische Parlamentarismus, dem es, wie Defoes Roman deutlich macht, just an jenen Vorzügen der Voraussicht und der gedanklichen Stringenz gebricht. Doch selbst dort, wo die Technik zur Hand wäre, auf dem Mond also, entzieht sich die gesellschaftliche Wirklichkeit ihrem Zugriff. Menschenfeindlichkeit und Streitsucht kennzeichnen die jüngere Mondgesellschaft, deren Verlauf hier minutiös nachgezählt wird – und die sich natürlich als eine Allegorie der britischen Geschichte erweist. Das Chaos der zwischen den Parteien, Konfessionen und Nationen stets wechselnden und immer wieder mit sich selbst in Widerspruch geratenden Machtstrategien, die Despotie der Herrscherhäuser, die Hypokrisie der anglikanischen Kirche, ja, selbst Defoes eigene Inhaftierung im Jahre 1703 passieren hier noch einmal das durch die lunare Medientechnik geschärfte Auge des Lesers. In der Übersetzung von Rolf Schönlau wird diesen Schilderungen eine ganz eigene, würdevolle Lebendigkeit zuteil – ein Verdienst, das nicht zu überschätzen ist: erfordert die genaue, entschlüsselnde Lektüre in diesem Fall doch auch ein gerüttelt Maß an Geduld und vor allem den Willen, den umfangreichen Anmerkungen mitzuzustudieren (für den Schönlau ebenfalls verantwortlich zeichnet).

Zum Dritten ist Defoes „Consolidator“ eben selbst eine Allegorie, eine zum Buch verschobene Mondmaschine. Wer sich den Text vornimmt, der befindet sich schon auf der Reise, erwirbt geheimes Wissen und sieht mit anderen Augen die Vergangenheit und Zukunft. Wie Keplers, Godwins und Cyranos Weltraumexpeditionen ist auch Defoes Mondfahrt keineswegs nur Spielerei: Sie lebt vom Gedanken einer kosmischen Teilhabe des Menschen, zu der uns die poetische Einbildungskraft vordringen lässt, die aber auch irgendwann einmal politisch produktiv gemacht werden kann. Das deutsche achtzehnte Jahrhundert wird mit der Trope vom „Mondbürger“, die etwa Wielands „Geschichte des Agathon“ regiert, genau dieser Hoffnung Ausdruck verliehen. PHILIPP THEISOHN

**Daniel Defoe: „Der Consolidator oder Erinnerungen an allerlei Vorgänge aus der Welt des Mondes“.** Übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort von Rolf Schönlau. Die Andere Bibliothek, Berlin 2018. 300 S., geb., 42,- €.



Gibt es eine schönere Projektionsfläche für irdische Träume?

Foto: Face to Face

# Sind wir nur Dämmstoff der Geschichte?

Maria Stepanovas „Nach dem Gedächtnis“ ist ein vielschichtiger, von Zweifeln grondierter Essay über das Wesen des Erinnerns

Ein kaum drei Zentimeter großes Porzellanpüppchen wollte Maria Stepanova zum Leitmotiv ihres als „Metaroman“ annoncierten Buches „Nach dem Gedächtnis“ machen. Tatsächlich handelt es sich um einen erzählerischen, von Kulturwissenschaft und Literatur ebenso wie von Skrupeln grundierten Essay über die eigene jüdisch-russische Familie, über die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts und über das Erinnern selbst. Die Porzellanfigur hatte die 1972 in Moskau geborene Autorin und Redakteurin von „coltura“, einer Internetzeitschrift für Kultur, Gesellschaft und Politik, in einer Kiste mit unzähligen anderen beschädigten Püppchen auf dem Flohmarkt entdeckt. „Angenehm“ – verifiziert allerdings kann Stepanova dies nicht – dienten die Püppchen, die seit Ende der 1880er Jahre in einer Fabrik in Deutschland produziert wurden, einst als ein Art Dämmstoff: „Billig und anspruchlos, wie sie waren, wurden sie als Verpackungsmaterial beim Gütertransport benutzt, damit die schweren Gegenstände der Epoche an der nicht die Seiten zerschrammen, wenn sie im Dunkeln zusammenstießen.“ Sinnbildlicher kann man das Schicksal des Individuums, das zwischen den Bewegungen der Politik, wo nicht zermalmte, so doch versehrt wird, kaum fassen. Es klingt beinahe zu treffend, um wahr sein

zu können. Auch auf ihre Familie, deren Mitglieder Stepanova nicht als Protagonisten, sondern lediglich als „Untermerkmale“ der Geschichte begriffen, passt die Vorstellung von den Figuren allzu gut. Irritierend aber mutet Stepanovas Schlussfolgerung aus dem Vergleich von zerschlagenen Puppen und Menschen an: „dass nur das Trauma uns aus Massenware in unverwechselbare, einzigartige Wesen verwandelt, in uns selbst“. Ein Einverständnis klingt da hindurch, eine Anerkennung der historischen Unmenschlichkeiten und Verbrechen, denen mit einem „Trotz“ besser begegnet wäre. Die winzige Figur, die Stepanova lange mit sich herumträgt, zerschellt schließlich auf einem Fliesenboden. Vielleicht aber spiegelt sie gerade im Zerbrechen das von Stepanova wiederholt problematisierte Wesen des Erinnerns selbst wider: „Je weiter, meine ich vielmehr, die Gegenwart in die Vergangenheit hineinwacht (bis ans Knie, an die Taille, an die Brust), desto vernehmlicher wird die Frage, wem sie gehört: die Frage nach dem Eigentumsrecht an diesem oder jenem Fetzen Vergangenheit und die Frage nach denen, die kein solches Recht haben.“ Das Erinnern will Stepanova als Gewaltakt an den Toten erscheinen. Diese Zweifel an der Legitimität des Erinnerns sind angesichts der prekären Erin

nerungskultur in Russland, die lange nicht existierte und erst seit kurzem von einer jüngeren Autorengeneration, etwa von Sergej Lebedev, eingefordert wird, allzu verständlich. Und natürlich will Stepanova im Überwunden des Schweigens keinesfalls in die Nähe einer ideologischen Vereinnahmung rücken, wie sie von offizieller Seite betrieben wird. Im Vergleich aber etwa mit Lebedev, der in Romanen wie „Der Himmel auf ihren Schultern“, „Menschen im August“ oder jüngst „Kronos Kinder“ mit der Präzision und Ruhe eines Geologen Mentalitätsschichten der Gegenwart und Vergangenheit freilegt, scheint Stepanova sich durchaus mit einer gewissen Lust der vermeintlichen Unmöglichkeit ihres Anliegens verschrieben zu haben. Wie die zerspungen Porzellanfigur ist auch das Buch kein geschlossenes Ganzes mehr. Dokumente, Briefwechsel, Erzählung und mitunter mißverständliche Reflexion

wechseln sich ab. Die Auseinandersetzung ist geprägt von Ambivalenzen. Schon mit zehn Jahren, berichtet Stepanova, verspürte sie den Drang, dieses Buch über ihre Familie zu schreiben, und noch in dem Moment, als sie sich Jahrzehnte später dazu durchringen kann, ist der Antrieb ähnlich stark wie die Scheu, sich an den Toten zu vergeifern. Dieses Für und Wider führt Stepanova zu der Frage nach der grundsätzlichen Bedeutung des Aufschreibens. Stellt es eine Inbesitznahme dar? Oder einen Akt der Camouflage? Es tauchen verschiedene Figuren auf, an denen Stepanova dieses Changieren zwischen Aneignen und Verbergen zeigt – etwa die jüngst verstorbene Tante, die in ihrem Tagebuch minutiös die täglichen Verrichtungen vermerkt hat, aber kaum je etwas von ihrer Befindlichkeit preisgibt. „Als hätte der Hauptzweck jedes Eintrags, jedes jährlich gefüllten Bandes darin bestanden, ein verlässliches Zeugnis zu hinterlassen und ihr eigenes, inneres Leben für sich zu behalten.“ Ähnlich, aber historisch noch einmal fataler, lesen sich die Briefe, die der knapp zwanzigjährige Soldat Leonid, ein Cousin von Stepanovas Großvaters, bis zu seinem Tod von der Front des Zweiten Weltkriegs an seine Familie schreibt. Beschwörend beinahe seine stets ähnlichen

Beteuerungen, dass er wohlau, seine Lage geradezu komfortabel sei, und seine stereotypen Fragen nach einzelnen Familienmitgliedern. Nicht nur will er die Familie nicht beunruhigen, es scheint auch die omnipräsente Angst vor möglichen Sanktionen eines totalitären Regimes mitzuschwingen. Das aufgewungene Verleugern der eigenen Existenz – es auch in der reichen politischen Fragebogen und selbstverfassten und modifizierten Lebensläufe ihrer Verwandten, die Stepanova zitiert, geschieht –, die ständige Gefahr, dass das, was in einem Moment lebensrettend ist, unter gewandelten politischen Verhältnissen zum Verhängnis werden kann, macht die stille Seite der Katastrophe des russischen zwanzigsten Jahrhunderts aus, der Stepanova mit ihrem Buch ein Denkmal setzen will. Was aber bleibt von dem, das Stepanova in immer neuen Ansätzen von den früheren Generationen ihrer Familie erzählt – von ihrer Urgroßmutter etwa, einer couragierten Frau, die in Paris Medizin studierte und die Fotografien bei Barikadenkämpfen zeigen? Diese Figuren drohen den Lesern und Leserinnen in der von Stepanova gewählten Form zwischen den Fingern hindurchzugleiten und wie eine kleine Porzellanfigur zu zerschellen. WIEBKE POROMBKA

# All die Retter und Zerstörer

Christopher Ruocchios „Sonnenfresser“-Saga

Wer ist dieser Hadrian Marlowe? Sehr viel ist über sein Leben nicht zu erfahren. Eingekerkert wartet er auf seine Hinrichtung, hat offenbar Menschenlebensrettendes vollbracht, Verbrechen begangen, eine Sonne zerstört, den Tod unzähliger Leben zu verantworten. Und schreibt gerade seine Erinnerungen, deren ersten Teil er nun zugänglich gemacht hat.

Das ist der Rahmen, mit dem der junge amerikanische Autor Christopher Ruocchio seine „Sonnenfresser“-Saga umzogen hat. Der Auftaktband „Das Imperium der Stille“ ist ein wirklich glänzendes Debüt. Die Menschheit hat das Universum besiedelt, sich verteilt über Zigttausende Planetensysteme, aufgeführt in vererbte Hierarchiestufen, zementiert von einem autokratischen Herrschaftsgebilde, dessen Macht auf Angst und Technologie fußt: Wer dem Adel angehört, darf genetisch so verändert werden, dass er resistent gegen viele Volkskrankheiten ist, eine deutlich längere Lebenserwartung hat als die niederen Klassen und ihnen körperlich überlegen ist. Hadrian Marlowe wächst als Sohn eines Adligen mittleren Ranges auf – also per Geburt unglaublich chancenreich. Einerseits.

Andererseits leidet er. An der Rivalität mit seinem Bruder. Unter der mangelnden Anerkennung und Zuneigung seiner Eltern. An der dauerhaften Abwesenheit seiner Mutter. Und der inneren Auseinandersetzung darüber, was er wollen möchte und wollen sollte. Sein in Aussicht stehendes Erbe ist für ihn mehr ein goldener Käfig als erfüllende Verheißung – ein Leben als wissenschaftlicher Erkunder des Unbekannten (das ist nicht nur geographisch gemeint) versagt ihm der Vater. Als er ihn zum Erfüllungshelfer der interplanetaren Inquisition ausbilden lassen möchte, eskaliert der Widerstand des Sohnes und wird zur Flucht. Und dem Beginn einer bemerkenswerten Reise, die ihn Lichtjahre weit von zu Hause bringen wird, aus der Adelsklasse vorübergehend in eine sklavennähliche Position, ihn Hunger leiden und den Tod von Feinden erleben lässt.

Ruocchio beschreibt ein gewaltiges Panorama, mit manchmal zu viel Liebe zum Detail, zeichnet die äußere und innere Entwicklung eines Aufbrechenden und Suchenden haarklein nach, wie der ums Leben kämpft und bisweilen ums Überleben. Vergleiche zu Frank Herberts epischer „Wüstenplanet“-Reihe drängen sich nicht zufällig auf, ähnlich wie Pierce Brown („Red Rising“) schreibt Ruocchio auf dem ergebigen Ideenübergang zwischen Science-Fiction und Fantasy. Dass ihn J. R. R. Tolkiens „Herr der Ringe“-Epos mit sozialisierte, fällt hin und wieder durchaus auf, sein Interesse an der Antike umso mehr, an Römischen und Byzantinischem.

Wesentlich unterscheidet sich Ruocchios Debüt indes durch die nahezu gegenwärtige Ruhe. Hier prallen keine zerstörerischen Zivilisationsbrutal aufeinander, gibt es keine monumentalen Weltraumschlachten, die den Kampf Gut gegen Böse versinnbildlichen, geschieht – und das ist ganz erstaunlich – an und für sich nichts Schicksalsträchtigtes, wenigstens wirkt das nicht so; weder Marlowes Duell mit seinem Bruder noch sein Zweikampf mit dem deformierten Nachkommen einer ihn zutiefst hassenden Inquisitionsroben.

Umso mehr Raum bekommen Dialoge mit seinem Lehrer, seiner ersten Liebe, seiner Vorbildfigur. Der jahrhundertelange Krieg jedenfalls, den die Menschen gegen die außerirdischen Cieclen führen, die lose der Migration der Götter ins Römische Reich nachempfunden scheinen, ist weit weg, schemenhaft, erreicht uns erst am Ende dieses Bandes in konkreten Personen. Und konfrontiert auch eben jenen noch jungen, hoffnungsfrohen, idealistischen Marlowe, der die Lösung in der Verständigung sucht und daran glaubt, dass hier ein siegreiches Ende möglich ist, auch ohne dass eine der beiden Seiten siegt. Der zuerst den anderen sieht und nicht den Gegner.

Seine Haltung wird sich wohl ändern, verheißt Ruocchio. Das ergibt sich schon aus der Erzählperspektive. Wie sehr, lässt sich nicht vorhersagen. Wer ist dieser Hadrian Marlowe? Der Autor selbst stellt seinen Helden im Gespräch mit dieser Zeitung unlängst als Aufeinandertreffen des britischen Romanikers Lord Byron, der den Griechen im Kampf gegen das Osmanische Reich half, und der „Star Wars“-Hauptfigur Darth Vader vor. Als kommenden Vernichter und Retter also. Als Test-Projektionsfläche, auf der wir sehen können, wo das eine beginnt und das andere endet. Vielleicht. Jedenfalls hat Ruocchio allemal verdient, dass wir erstmal mehr weiterlesen. ALEXANDER ARMBRUSTER

**Christopher Ruocchio: „Das Imperium der Stille“. Roman.**

Aus dem Englischen von Kirsten Borchardt. Heyne Verlag, München 2018. 992 S., br., 16,99 €.